

## ***Sabine Dievenkorn und Rori Picker-Neiss***

### **Transkulturalismus und Interreligiösität: Es ist schwer, aber es ist nicht grundlos schwer**

Die Konferenz der ESWTR im August 2017 in Wien lud unter dem Titel „Translation. Transgression. Transformation.“ Vor aller Theorie, ein paar praktische, theologische und translatorische Gedanken.<sup>1</sup> Die Herausforderungen, über die hier thematisch einleitend berichtet wird, sind welche, denen wir in unserer eigenen praktischen und theoretischen Arbeit begegnet sind. Es sind Hürden und Hindernisse, die jede von uns bei sich selbst hat feststellen müssen. Die schlechte Botschaft – um es so zu sagen<sup>2</sup> – ist nun, dass wir meinen, dass dies Fallstricke sind, über die die meisten von uns in irgendeiner Art und Weise stolpern. Die gute Nachricht ist, dass für fast alle dieser Herausforderungen gilt, dass ihr wichtigstes Element *ACHTSAMKEIT* ist. Es gibt keine Zauberformel, um sich diesen Herausforderungen zu stellen, es gibt nur den Versuch, achtsam zu sein und sensibel, während wir uns auf dem Terrain der interreligiösen Kommunikation bewegen.

#### **Zu denken, wir wüssten Bescheid**

Die erste zu benennende Herausforderung, ist zugleich Grund für eine gewisse Scheu und Zurückhaltung, zu sagen, was zu sagen ist. Es ist: dass wir als Aktive im interreligiösen Gespräch meinen, wir wüssten, was wir tun. Das sagt sich so salopp daher. Es ist aber sehr ernst gemeint, auch wenn es zunächst ganz simpel scheint. Jede Beziehung ist einzigartig. Mit einem Mann verheiratet zu sein, macht keine Ehepartnerin zur Expertin für das männliche

---

<sup>1</sup> Der folgende Text basiert auf dem Vortrag “Die Herausforderungen beim Aufbau interreligiöser Gemeinschaften” und seiner Übersetzung und Transkription von Rori Picker-Neiss, der Exekutivdirektorin des Jewish Community Relations Council in St. Louis, Missouri, USA, diskutiert im Rahmen der Reihe von Telefonkonferenzen zu Religion und Außenpolitik des Council of Foreign Relations (CFR) am 17. April 2018.

<sup>2</sup> Wir sind uns der bevormundenden Sprache und des konzeptuellen Dualismus bewusst, mit denen wir diese Situationen veranschaulichen, die durch einen Patriarchalismus des sogenannten guten Willens geschaffen werden.

Geschlecht, noch zu einer Expertin für seinen Beruf oder auch nicht zur Expertin für jeden Vertreter seiner ethnischen Zugehörigkeit.

Es gibt Regelwerkzeuge für interreligiöse Beziehungen, aber es gibt keine Formel dafür. Letztendlich gilt: wir treffen jede und jeden als Person neu. Doch es ist, wie wenn man Beziehungen zu Personen oder Gruppen aufbaut. Man empfindet, dass man sie versteht, dass man ihre Gemeinschaft und ihre Glaubenstradition kennt. Man wird selbstgewiß und glaubt sich kenntnisreich. Fragt nicht mehr und geht davon aus, dass man Bescheid weiß über sie und über andere wie sie. Unversehens greift man auf Stereotypen zurück und sitzt Missverständnissen auf. Unreflektiert wird agiert wie jene, die man wegen ihrer Toleranzlosigkeit und Engstirnigkeit verurteilt. Zu denken, wir wüssten Bescheid und haben das Wissen, ist eine große Gefahr.

Selbst im Rahmen dessen, was wir theoretisch reflektieren und was uns vertraut scheint, sind wir gerade dann mit Hürden und Herausforderungen konfrontiert, wenn wir meinen, wir würden verstehen. Denn wenn eine Person spricht und eine andere Person zuhört, denken wir, dass wir tatsächlich gehört haben, was gesagt wurde. Doch faktisch haben wir die fremden Wörter in eigene Konzepte übersetzt, in Worte, die wir kennen.<sup>3</sup> Grundsätzlich müssen wir versuchen, uns daran zu erinnern, dass wir verschiedene Sprachen sprechen, selbst wenn wir die Muttersprache teilen. Auch in der Religion. Zum Beispiel kann jemand jüdischen Glaubens sagen, dass sie oder er an Gott glaubt, und daran, dass Gott einen Plan für die gesamte Menschheit hat, dass er oder sie glaubt, dass Gott gerecht und barmherzig ist, und jemand kann das hören und denken, dass das Sinn macht, und dass man dasselbe glaubt – doch das zu Grunde liegenden Verständnis von Gott ist essenziell verschieden. Das Verständnis der ultimativen Ziele für die Menschheit, das Verständnis von Gerechtigkeit, das Verständnis von Barmherzigkeit sind nicht dieselben. Auch wenn sich die gleichen Worte finden lassen. Und so begegnen wir uns, denken hernach, wir hatten diesen wunderbaren Austausch und Dialog, denken, wir wären gleich und wüssten was der andere glaubt, und haben doch in Wahrheit keinen blassen Schimmer.

Um es klarzustellen: Nichts ist falsch daran, nicht zu wissen, was andere Personen glauben. Aber es scheint sehr falsch, zu denken, man wüsste, was eine andere Person glaubt, wenn man es doch nicht weiß.

---

<sup>3</sup> Der mögliche Zirkelschluss dieses Arguments in der Sprachphilosophie und Übersetzungswissenschaft kann für den hier relevanten theologischen und interreligiösen Kontext vernachlässigt werden.

Zu leicht wird übersehen, dass interreligiöse Beziehungen wie jede andere und alle anderen Beziehungen sind. Wir können nicht wissen, was es für jemanden bedeutete, in seinem oder ihrem Land, in seiner oder ihrer Stadt oder sogar in seinem oder ihrem Haus aufzuwachsen. Es gibt tausende von Faktoren, die dazu beitragen, dass jede(r) von uns die Person ist, die wir sind. Religion ist nur eine von ihnen, wenn auch keine unbedeutende. Die Wörter, die wir benutzen, versuchen ein Bild zu malen. Aber auch unsere Worte basieren auf so vielen Facetten des gelebten Lebens. Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass wir verschiedene Sprachen sprechen und schreiben. Es sei daran erinnert, dass Minderheiten sehr oft die so genannte Mehrheitsprache lernen müssen, dass aber Mehrheiten nicht lernen, die Minderheitensprache zu sprechen. Das gilt auch für die religiöse Sprache in Theologie und Alltag. Niemand erklärt hierzulande einer jüdischen Person, dass ein Priester ein christlicher Rabbi sei, oder man wird nicht erleben, dass man die Bibel als christliche Tora bezeichnen würde. Auch nicht in interreligiösen Gesprächen. Der omnipräsente Gebrauch des Wortes Theologie, das sich traditionell und ausschließlich auf das christliche Nachdenken über Gott bezieht, ist dafür kein schlechtes Beispiel.

### **Interreligiöse Übersetzung**

Übersetzen ist erlernbar. Aber Übersetzungen sind immer Interpretationen. Jüdinnen und Juden können ihre Tora nicht auf die gleiche Weise betrachten, in der Christinnen und Christen die Bibel sehen, nicht in Bezug auf die Autorität der Schrift, den Wert des heiligen Wortes oder das Studium im Lesen und Lernen. Die Tora die jüdische Bibel zu nennen, implizierte, dass das christliche Verhältnis zur christliche Bibel dasselbe wäre, wie das jüdische zur Tora, was grundsätzlich nicht so ist. Und das nicht nur, weil die Bibel nicht das gleiche ist wie die Tora; nicht nur, weil Traditionen jeder Leserin und jeden Lesers andere sind, sondern auch weil jeder und jede verschieden ist. Und wenn die einen denken, dass sie die anderen kennen, weil sie sich selbst kennen, dann hat der interreligiöse Dialog oder Trialog nichts erreicht. Denn man denkt nicht mehr, dass es etwas zu wissen und zu verstehen gäbe, und man meint sich am Ziel.

Sprache allein reicht nicht aus, um diese Hindernisse zu überwinden. Es muss daher nach Möglichkeiten gesucht werden, andere Formen der Begegnung zu kreieren, um sich durch gemeinsame Aktionen und Aktivitäten, gemeinsame Interessen oder in der Kunst zu begegnen. Das wäre meistens bereichernd und erhellend, und oft scheint dies weit relevanter für die

interreligiöse Begegnung sein zu können, als Vorträge und die am Konferenzistisch abgehaltenen Dialoge.

### **Bestehende vorgefasste Meinungen**

Gleichzeitig ist davor zu warnen, interreligiöse Begegnungen dazu zu nutzen, um unsere bereits bestehenden vorgefassten Meinungen zu bekräftigen. Sich zu vergewissern, dass es richtig ist, was wir über andere Menschen denken, aber vielleicht noch mehr uns zu bestätigen, was wir über uns selbst wissen. Wir sagen uns, dass wir tolerant sind. Wir sind offen. Wir sind nicht rassistisch oder antisemitisch. Und wir hoffen, dass das stimmt. Aber oft betreten wir hier Räume, die wir einfach dafür nutzen, um unsere vorgefassten Meinungen zu festigen, anstatt für das, was wir entdecken könnten, offen zu sein. Dadurch treten wir in eine interreligiöse Kommunikation ein, die für einige der Realitäten, die wir hören könnten, versperrt ist.

Wir schauen und hören mit Auge und Ohr auf das, was wir mögen und nicht mögen; wir achten auf das, was wir den anderen sagen wollen und benehmen uns so, wie wir reagieren wollen, anstatt die andere Person in der Gesamtheit, die sie ist, zu erleben und uns ebenso.

### **Auswahl unserer Partnerinnen**

Dies führt zu der letzten Herausforderung, die hier benannt werden soll, und die vielleicht als die wichtigste Herausforderung im interreligiösen Gespräch gesehen werden kann. Es ist die Frage danach, wie die Dialogpartner ausgewählt werden.

Oft finden wir uns in selbst ausgewählten Räumen und heimischen Kontexten vor. Und Dialogpartnerinnen und -partner, die zum interreligiösen Gespräch kommen, sind von Natur aus Menschen, die bereit sind, über ihre Religion zu sprechen und über andere zu lernen.

Diejenigen aber, die glauben, dass andere Religionen vom Teufel sind, dass alle außer sie selbst zur Hölle gehen, dass sie allein die einzige Antwort haben, neigen dazu, zu Hause zu bleiben. Und das ist schwer. Da ist zunächst auch nicht viel zu tun. Personen, die nicht teilnehmen möchten, können nicht gezwungen werden, mitzumachen.

Aber die Auswahl unserer Partner und Partnerinnen ist ein Prozess, den wir wiederholen, ob bewusst oder unbewusst. Wir wählen Menschen und Gruppen, mit denen es uns angenehm erscheint zu reden und zu arbeiten. Es ist nichts daran auszusetzen, diejenigen Menschen, mit denen man arbeitet, zu mögen. Es ist viel angenehmer und wir erreichen oft auch mehr. Aber bei der Auswahl

der Menschen, die wir mögen, lassen wir Leute außen vor, die wir nicht mögen. Damit eliminieren wir Ideen, die uns als zu herausfordernd, radikal, unvernünftig – kurz: unverständlich erscheinen. Unsere praktische und theologische Aufgabe besteht aber darin, sich nicht nur mit den Gedanken und Theologien auseinanderzusetzen, die wir mögen bzw. handhaben können, sondern mit Menschen und Ideen, Kulturen und Religion, die wir nicht mögen.

Das ist schwer. Aber es ist nicht ohne Grund schwer. Und es ist der springende Punkt.

**Sabine Dievenkorn** studierte an den Berliner Universitäten Theologie, Mathematik, Physik und Germanistik. Sie ist Bildungs- und Übersetzungswissenschaftlerin, promovierte Theologin und evangelische Pfarrerin. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die theologisch hermeneutische Spannung zwischen Exegese und Eisege in Kultur und Religion. Sie ist Professorin für Praktische Theologie, Gender und Translation Studies und lebt in Chile und Israel. Als Mitbegründerin und Dekanin der *Academia de Teología Femenina „María Magdalena“* in Santiago de Chile übersetzt sie biblische Texte nach de(s)kolonialisierenden Normen und entwickelte eine translatorische Theologie. Seit 2015 ist sie zusammen mit Teresa Toldy Herausgeberin des *ESWTR* Jahrbuchs.